

## **Das sexuelle Selbst**

*Das Selbstbild eines Menschen hat sehr viel mit seinem Geschlecht und sexuell-erotischem Begehren zu tun. Wie wichtig das Begehren für die Identitätsbildung von Jugendlichen ist, wie Facebook zur Bühne für Selbstinszenierung wird und warum „schwul“ auf dem Schulhof immer noch ein Schimpfwort ist*

Von Prof. Uwe Sielert

Die eigene sexuelle Identität zu entwickeln gehört zum Kern der Identitätssuche und Jugendlichen während der Pubertät und Adoleszenz. Man kann dabei von einer Weiterentwicklung sprechen, denn als Kinder haben sie bereits wesentliche Erfahrungen hinsichtlich ihres Körpers, Geschlechts, ihrer Bedürfnisse und Beziehungen gemacht, die sich zu Beginn der Pubertät durch körperlich-hormonelle Entwicklungsschübe zu einem sexuellen Selbst verdichten. Ein Kind verfügt noch nicht über das nötige Bewusstsein seiner Identität, sondern eher über eine Ansammlung einzelner Komponenten, die es noch integrieren muss. Mit der Aneignung des sexuell reifen Körpers und der Fähigkeit zum abstrakt-selbstreflexiven Denken schreiben die Jugendlichen ihre bisher erworbenen sexuellen Skripte wie innere Drehbücher weiter und ihr Begehren richtet sich auf außerfamiliäre Liebesobjekte. ‚Wer bin ich?‘ wird dabei zur Kernfrage, die sie mit den bisherigen Ressourcen des Selbstkonzepts, der Selbstwirksamkeit und des Selbstwertgefühls unterschiedlich beantworten. Um Beziehungen eingehen zu können, müssen sie ein Bewusstsein für das eigene Selbst ausbilden.

In der Phase der Pubertät entdecken Jugendliche oftmals Wesensmerkmale an sich, die nicht unbedingt zusammen passen. Sie müssen sich mit widersprüchlichen Gefühlen und Selbstbildern auseinandersetzen, mit Differenzen zwischen den eigenen und den Erwartungen der Umwelt umgehen. Verfügen sie über angemessene Bewältigungsmuster lernen sie, selbstbestimmt Entscheidungen zu treffen. Fehlen diese Ressourcen, kann das zu psychischem Stress und ungewohntem Verhalten führen. Abhängig ist ihre Fähigkeit zur Bewältigung vor allem davon, wie gut oder schlecht ihre Beziehung zu den Eltern ist, wie anerkannt sie im Freundeskreis sind, ob sie Ambivalenzen aushalten können und wie viel Vertrauen sie in die eigene Selbstwirksamkeit haben.

## **Individualität und Normalität**

Sexuelle Identität beantwortet die Frage nach dem ‚Wer bin ich als geschlechtliches Wesen?‘. Sie könnte naiv-alltagspraktisch auf die Entwicklung vom Mädchen zur Frau und vom Jungen zum Mann

sowie auf die ersten erotisch-sexuellen Sehnsüchte und Begegnungen reduziert werden. Lange Zeit haben die dualen Geschlechtsrollen und die als selbstverständlich geltende Heteronormativität den Blick auf Identität, Geschlecht und erste Liebe in dieser Weise stereotyp eingefärbt. Auch heute noch gehört dieses schematische Menschenbild zur Alltagstheorie vieler Menschen. Manche Irritationen und schmerzlichen Konflikte, die Kinder und Jugendliche in der Pubertät erleben, haben mit dem Bemühen zu tun, trotz widerstreitender Gefühle ‚normal‘ auftreten zu wollen, also ein richtiges Mädchen, ein richtiger Junge zu sein und die sexuellen Bedürfnisse in Liebesbeziehungen zum anderen Geschlecht einzubinden.

Dabei ist sexuelle Identität eine sehr komplexe und individuell gefüllte Landkarte, die vom Verhältnis zum eigenen Körper, Geschlecht und Begehren bestimmt wird und ganz unterschiedliche Geschlechterinszenierungen und Liebesweisen umfassen kann. Zur sexuellen Identität gehören Körper, Psyche, Geschlechtsrolle und die sexuelle Orientierung. Jede einzelne dieser Komponenten und vor allem das Verhältnis zueinander kann von Kindern und Jugendlichen sehr unterschiedlich erlebt und gestaltet werden. Jedes Kind und jeder Jugendliche hat einen individuellen *Geschlechtskörper* – also ein biologisches Geschlecht - mit einem spezifische Erscheinungsbild aber auch mit genetischen und hormonellen Besonderheiten. Diese bestimmen die sichtbaren körperlichen Merkmale, wirken aber auch auf die subjektive Selbstwahrnehmung und das sexuelle Begehren ein.

### **Zwischen den Polen von männlich und weiblich**

Das eigene Empfinden, das *psychische Geschlecht* also, entspricht keinesfalls „naturegegeben“ den Stereotypen des Männlichen oder des Weiblichen, ist also nicht entweder außenorientiert, kraftvoll, konfliktbereit und kopfgesteuert oder innenorientiert, sensibel, beziehungsorientiert und gefühlvoll, sondern kann zwischen diesen beiden Polen ganz unterschiedliche Ausprägungen erfahren. Ob von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht werden kann, hängt von den gesellschaftlich erwarteten Geschlechtsrollen ab, die das *soziale Geschlecht*, also die nach außen sichtbare Geschlechterinszenierung, mitbestimmen. Inwiefern sich das eigene Begehren, die emotionale und sexuelle Anziehung eher auf das eigene oder das andere Geschlecht oder in verschiedener Dosierung auf beide Geschlechter richtet, ist bei den vielen Identitätsvarianten ebenfalls sehr variabel. Selbst, wenn wir auf das heute mehrheitlich gezeigte Verhalten blicken und einen breiten Sexualitätsbegriff zugrunde legen, richtet sich das körperlich-genitale Begehren Jugendlicher zwar auf das jeweils andere Geschlecht, gleichzeitig fühlen sie sich aber gelegentlich durchaus von Personen beiderlei Geschlechts erotisch angezogen (Hetero- und Homoerotik), pflegen Freundschaften eher in der

gleichen Geschlechtsgruppe (Homophilie) und beheimaten sich mit ihren Gewohnheiten und Interessen mehrheitlich homosozial und homokulturell.

Die Einteilung der Menschen in hetero-, homo- und bisexuell lebend und vor allem die Diskriminierung homo- und bisexueller Identitäten beschränkt die sinnlich-emotionalen Kontakte der meisten Jugendlichen auf eindeutig heterosexuelle Beziehungen. Die Angst, als homosexuell zu gelten, veranlasst vor allem Jungen, sich streng am gesellschaftlich vorgegebenen männlichen Verhaltenskodex zu orientieren. Starke Identitätskonflikte erleben jene Kinder und Jugendliche, die ihr Geschlecht nicht so leben, wie es ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde. Dazu gehören alle jene, die sich bewusst androgyn verhalten und keinem der beiden gängigen Geschlechter zugeordnet werden wollen („queer“), erst recht aber jene, die sich mit ihrem persönlichen Erleben nicht in ihrem biologischen Geschlecht zu Hause fühlen (transsexuell) oder deren biologisches Geschlecht nicht eindeutig vorgegeben ist (intersexuell). Immerhin spüren etwa 10 Prozent aller Kinder und Jugendlichen schon sehr früh, dass sie erheblich von der gesellschaftlichen Norm abweichen, weil sie entweder homo- oder bisexuell sind oder eine Transgender-Identität entwickeln, also von den vorgegebenen Geschlechtszuschreibungen abweichen. Es handelt sich dabei nicht nur um besondere sexuelle Identitäten, die lediglich toleriert werden müssen, sondern diese hervorgehobenen Identitätszuschreibungen führen implizit auch dazu, dass alle anderen Jugendlichen in die ‚Normalität‘ fest definierter Geschlechtsrollen sowie des heterosexuellen Begehrens hineinsozialisiert werden. Im Alltag zeigt sich das dadurch, dass vor allem Jungen fürchten als schwul zu gelten, wenn sie sich weniger gefühlsabstinent zeigen als es sich für „einen Jungen gehört“.

### **Das Diktat der Geschlechterrollen durch Öffentlichkeit und Peers**

Inzwischen hat sich – auch durch die Medien unterstützt - in unserer Gesellschaft eine größere sexuelle Vielfalt der Lebens- und Liebesweisen etabliert. Schwul-lesbische Lebenspartnerschaften, metrosexuelle Popstars, die mit maskulinen Rollenbilder brechen, und diverse sexuelle Geschlechtsidentitäten werden immer sichtbarer und erkämpfen sich ihr Recht auf sexuelle Selbstbestimmung. Nichtsdestotrotz postulieren Medien, Peergroups und Erziehungsinstitutionen Heterosexualität und eine Zweiteilung von Geschlecht in lediglich männlich und weiblich nach wie vor als DIE Norm. Damit erschweren sie Kindern und Jugendlichen die ohnehin nicht einfache Ausbildung und Gestaltung der eigenen sexuellen Identität. Diese Ausgestaltung erledigt sich nämlich nicht dadurch, dass Jugendliche in vorgegebene Verhaltensmuster hineinwachsen, sie also eine Identität übernehmen. Vielmehr müssen sie sich diese Identität erarbeiten, und dafür müssen sie sich mit jenen Geschlechterrollen auseinandersetzen, die in den Gruppen und Lebenswelten, in denen sie sich bewegen, zugelassen sind.

Die Körperwahrnehmung spielt bei der Suche nach Identität eine absolut entscheidende Rolle. Bei den Mädchen setzt die Pubertät durchschnittlich im Alter von zehn Jahren ein, etwa zwei Jahre früher als bei den Jungen. Zu Beginn der Pubertät nehmen Körpergröße, Gewicht und Körperbehaarung zu. Ausgelöst durch Veränderungen im Sexualhormonhaushalt entwickeln sich die inneren und äußeren Geschlechtsorgane. Das Aussehen und die Attraktivität für andere werden zu einer bedeutsamen Größe. Das löst auch Angst bei den Jugendlichen aus. Angst, nicht akzeptiert zu werden, weil das Äußere möglicherweise nicht den Idealen der sozialen Bezugsgruppe entspricht. Gleichaltrige Jugendliche kommen nicht alle zur selben Zeit in die Pubertät, was die Selbstfindung vor allem für die sogenannten „Spätentwickler“ schwer macht, da sie lange Zeit dem vermeintlich altersangemessene Erscheinungsbild noch nicht entsprechen.

### **Selbstinszenierung in sozialen Netzwerken**

Trotz aller medialen Aufklärung und aller Vorbereitung auf die zu erwartenden Veränderungen und Irritationen – in der Fachliteratur gelegentlich als „overskription“ bezeichnet – sind die meisten Jugendlichen psychisch wenig auf die Stürme und Irritationen der Pubertät vorbereitet. Die oft widersprüchlichen Emotionen absorbieren viele ihrer seelischen Kräfte, sodass sie sich in dieser Zeit oft schwer konzentrieren können und Schwierigkeiten beim Lernen haben. Selbstfindung braucht Vorbilder. Mediale Schablonen und die mehrheitliche Rückmeldung von Seiten der Freunde werden zum Anlass, Körper, Kleidung, Mimik, Gestik, das eigene Bewegungsrepertoire zum ästhetischen Projekt zu machen. Soziale Netzwerke wie Facebook dienen dabei als Probesthüne. Viele Jugendliche präsentieren sich dort mit gestylten Posen und nutzen die Chance, mit Geschlechterinszenierungen zu spielen, um die ersehnte Stimmigkeit zwischen gefühlter sexueller Identität und sozialer Anerkennung zu erreichen.

Auch der heute fast selbstverständliche Zugang zu pornografischem Material beeinflusst die Entwicklung der Jugendlichen. Allerdings gibt es dabei große Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen: Die Mädchen interessieren sich eher für Selbstdarstellungsposen bekannter Pop-Ikonen und schauen sich kaum explizierte Darstellungen von Sexualität an. Bei Jungen sind drei Settings bekannt, in denen sie Pornographie konsumieren: Alleine zur Selbstbefriedigung, zusammen mit Gleichaltrigen zur Belustigung und Selbstvergewisserung und ganz selten zusammen mit der Freundin. Die meisten Jugendlichen bringen aus der Kindheit ein sexuelles Skript bzw. eine ‚Lovemap‘ mit. Vor deren Hintergrund verarbeiten sie die pornografischen Muster sexueller Identität und setzen sich lernend und kritisch damit auseinander. So wissen die meisten von ihnen z. B., dass die im Porno gezeigte Phantasiewelt nicht viel mit den real erfahrbaren Sexualitäts- und Liebesrealitäten zu tun

hat und alles, was mit Gewalt und Kinderpornographie in Verbindung steht, wird nicht nur von Mädchen, sondern auch von Jungen mehrheitlich mit Abwehr und Ekelgefühlen begleitet. Dennoch werden manche in der Pornografie enthaltenen Beispiele sexueller Identität und Interaktion als Aufklärungs- und Erregungsquelle genutzt und bleiben – wie alle anderen äußeren Bilder - nicht ohne jeden Einfluss auf das eigene Erleben und Gestalten.

Die erste Liebe ist dennoch für die meisten Jugendlichen viel aufregender als das „erste Mal“. Es ist natürlich ein markantes Ereignis, aber letztlich doch nur eines unter vielen wie der erste Kuss oder ausgedehnte Pettingerfahrten. Die Überbewertung des ersten Geschlechtsverkehrs durch die Öffentlichkeit erzeugt unnötigen Erwartungsdruck. Eine relativ fest umrissene Gruppe von Jugendlichen hat auch mit 17 Jahren noch keinerlei sexuellen Partnerkontakte, also noch nicht einmal geküsst oder Pettingerfahrten gemacht.

### **Patchwork-Identität von Jugendlichen mit Migrationshintergrund**

Für Jugendliche mit Migrationshintergrund ist die sexuelle Identitätsfindung oft besonders schwierig. Die wenigsten Kinder oder Enkel von Migrantinnen und Migranten bleiben den Vorstellungen und Bewertungen von Sexualität und Zusammenleben der Herkunftskultur ihrer Familie treu. Nur eine Minderheit lebt besonders konsequent in Abgrenzung zur Dominanzkultur ihrer Umgebung religiöse Konventionen. Die meisten haben in einem längeren Prozess der innerfamiliären Aushandlung auch Werte und Normen der deutschen Hauptkultur internalisiert und sie mit ihren erlernten Mustern kombiniert. Viele dieser Jugendlichen gehen einen Mittelweg zwischen den tradierten Auffassungen ihrer Familie und dem postmodernen Selbstverwirklichungskonzept, das viele ihrer Freundinnen und Freunde leben. Je nach Wertekultur und Gesprächsbereitschaft der Familie, nach Bildung und Milieu gelingt das patchworkartige Identitätsmuster mehr oder weniger gut – wie bei herkunftsdeutschen Jugendlichen auch. Manchmal kommt es zu heftigen Auseinandersetzungen und Identitätskrisen, bei denen alle Beteiligten pädagogische und beratende Begleitung brauchen.

Zu wünschen ist allen Kindern und Jugendlichen die Akzeptanz sexueller Vielfalt als gesellschaftspolitisches und pädagogisches Programm. Vor diesem Hintergrund können sie – mit welchen Voraussetzungen, Sehnsüchten und Wünschen auch immer – eine für sie stimmige Geschlechtsidentität und Liebesweise entwickeln.

**Erschienen in: Knoke, Andreas und Wichmann, Maren (Hrsg.): Bildungserfolge an Ganztagschulen. Was brauchen Jugendliche? Schwalbach: Debus Pädagogik Verlag, S. 23 - 33**